4 Illustrirtes Sonntagsblatt. 1896

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Die Geschwister.

Roman von Jeanne Mairet

(Fortsetzung.)

„Wenn Camillo so schreibt, wie er spricht, wird er später ein Meister werden," sagte Durien sich. Was ihm aber besonders auffiel, das war der ungeheuere Fortschritt, welchen der Geist des jungen Mannes während der Monate der Einsamkeit und des Nachdenkens gemacht hatte. Wenn vom moralischen Standpunkte aus diese Einsamkeit nicht sehr gesund gewesen war, so hatte sie in geistiger Hinsicht den jungen Mann ganz merkwürdig gereift. Während Camillo Rechenschaft darüber ablegte, welchen Eindruck seine Lektüre auf ihn gemacht, erwies er sich als ein sehr origineller, feiner Kritiker; er betrachtete es zwar selbst kaum, da er nicht Gelegenheit hatte, Paralellen zu ziehen; er glaubte, daß alle Welt so lese, wie er es gethan und wußte nicht, daß man heutzutage die Bücher nur durchfliege.

„Bereiten Sie mir ein Vergnügen; ich bin die Garküchen-Existenz müde geworden und lebe nun in meinem kleinen Heim, nehme wie ein ruhiger Staatsbürger meine Mahlzeiten zu mir. Teilen Sie heute mein Mittagsbrot; ist es zu wenig, so kann meine Haushälterin für einen kleinen Zuschuß sorgen. Ich mache in einfacher Aufrichtigkeit diesen Vorschlag, wollen Sie darauf eingehen? Sie interessieren mich, ja Sie interessieren mich in ungewöhnlichem Maße und ich möchte nicht, daß Sie mir wieder entschlüpfen. Heute habe ich weder einen Leitartikel zu schreiben, noch eine Premiere zu besprechen, habe folglich Zeit, Ihnen zuzuhören und Ihnen zu antworten."

Camillo ließ sich leicht bereden; während er über die Straße und über die Plätze dahinschritt und an diesem schönen Abend so manchen Spaziergängern begegnete, warf der künftige große Mann sieghafte Blicke um sich; er fühlte, daß der Triumph nicht mehr weit sei, er atmete den Duft desselben mit Wonne ein; von feinster Empfänglichkeit für die geringfügigsten Eindrücke beseelt, ging er mit ungeheurer Leichtigkeit von der trostlosesten Verzweiflung zu einer geradezu tollen Zuversicht über; er sah nicht nur die Hilfe, welche ihm der Mann bieten sollte, dem zu gefallen er sich alle Mühe gab, sondern auch schon den Tag, an welchem er solcher Hilfe nicht mehr bedürfen würde; da derselbe aber noch nicht gekommen war, befleißigte er sich der höchsten Liebenswürdigkeit gegen seinen Beschützer, machte er sich noch jünger, als er in Wirklichkeit war, veranlaßte er Durien, auch von sich selbst zu sprechen, ihm von seinen Anfängen zu erzählen, behandelte er ihn mit einer schülerhaften Hochachtung, welche jenem wohlgefiel, übertrieb er die Bedeutung des Journalisten in der Pariser Welt, that aber dies alles mit einer Feinheit, welche nichts von der groben Schmeichelei an sich hatte, die den vernünftigen Mann gewiß peinlich berührt haben würde. —

Durien wohnte in der Nähe der Trinité, Rue de la Tour des Dames, einer Straße, in welcher wenige Spaziergänger und noch weniger Wagen sich zeigten; es war ein Stadtviertel, in dem man noch einzelne schöne Gärten und stille, würdevoll daliegende Paläste fand — ein Stadtviertel, das dem Treiben der großen Welt sehr nahe war, ohne selbst durch dieses berührt zu werden und in welches aller Lärm nur gedämpft hineinklang; das ganze Erdgeschoß des Baues hatte ein Tischler inne, jener Teil des Gebäudes, welchen Durien bewohnte, befand sich am Ende eines langen Hofes und bot die Aussicht nach einem großen schönen Garten, in dem nie eine Menschenseele sich zeigte; Durien nannte denselben seinen



Am Stammtisch. (Mit Text.)

Garten, die Spatzen kannten ihn und kamen zugweise dahergeflogen, um die Brosamen seiner Mahlzeiten zu verzehren.

Seine Wohnung bestand nur aus einem großen Maler-Atelier, welches er sich als Bibliothek eingerichtet — dann aus einem kleinen Schlafzimmer und aus einer Küche — die Wände des Ateliers waren bis zu ihrer halben Höhe mit Bücherregalen versehen, oberhalb derselben bemerkte man allerhand Waffen, ein paar Kupferstiche, einige Skizzen und allerhand Vorhangdraperien, aber die Bücher blieben doch die Beherrscher des Raumes, sie belagerten Tische und Stühle, ja sie wußten sich zur großen Verzweiflung der braven Therese überall Platz zu verschaffen, und diese verstand nicht, wie es ihr möglich sein solle, unter der maßlosen Unordnung des Schriftstellers mit Besen und Staubtuch zu hantieren. Trotz dieser Unordnung aber mußte man den Raum gemütlich finden, er war weit und geräumig, dabei sehr hoch; orientalische Teppiche bedeckten den Fußboden, niedere Fauteuils luden dazu ein, sich zu behaglicher Plauderstunde in denselben bequem zu machen, in dem monumentalen Kamin brannte ein lustiges Holzfeuer.

Camillo bemerkte mit seinem feinen Künstlerauge all diese kleinen Einzelheiten; mit naiver Bewunderung rief er: „Sollte ich jemals eine solche Klause besitzen, wie Sie es nennen, dann wollte ich glücklich sein gleich einem Gott!"

„Pah, der Tag wird kommen, an dem Sie von der Höhe Ihres Ruhmes herab auf mein bescheidenes Heim niederblicken werden — aber gehen wir zu Tisch, es scheint, daß der Speisezettel halbwegs annehmbar ist, und ich habe Hunger!"

Der Abend schritt vor und die beiden Männer saßen noch immer, die Füße am Kamin wärmend, plaudernd da. Nach beendeter Mahlzeit hatte Durieu dem jungen Manne den Weg gewiesen, welchen er einschlagen solle. Der Patron, das heißt, der Chefredakteur des „Bourdon," jener außergewöhnliche Mann, der mehrmals falliert hatte, sich dann immer wieder weißzuwaschen verstand und jetzt auf dem besten Wege war, sich dank seinem Blatte wieder ein Vermögen zu machen, hatte eine Serie kleiner, kurzer, sehr frisch und flott geschriebener Novellen herausgegeben, welche die Neugierde der Leser reizten und die auch jetzt noch in dem Blatte veröffentlicht wurden. Durieu machte sich anheischig, eine Novelle Camillos vorzulegen, und mit der Klugheit eines Mannes, der den Geschmack des Publikums kennt, gab er dem jungen Manne einige genaue Andeutungen, ohne damit seine Originalität schädigen zu wollen; gerade diese war es, welche er herausgefühlt und durch die er eines Erfolges sicher sein zu können glaubte.

„Ich möchte Sie nicht den Journalismus berufsmäßig betreiben sehen," erklärte er mit Nachdruck, „es würde Ihnen nicht schwer sein, auf diesem Wege einen Erfolg zu erzielen, aber ich wünsche Ihnen denselben nicht. Allerdings hat mein Handwerk seine guten wie seine bösen Seiten, aber es ist in Ihrem Alter immer gefährlich, man findet sich leicht in demselben zurecht, aber man rutscht auch aus, oder man fällt; es giebt eine große Anzahl streng ehrenhafter Leute in demselben, an deren Stolz und Rechtsgefühl sich nicht rütteln läßt, aber man findet auch sehr viele Menschen unter den Journalisten, die sich außerordentlich laxer Grundsätze erfreuen. Der Journalismus ist ein offenstehendes Handwerk, man braucht kein Diplom aufzuweisen, um diese Bahn betreten zu können — man braucht nur Glück, etwas Talent und ungeheure Sicherheit des Auftretens. Das Talent läßt sich auch durch außergewöhnliche Unverschämtheit, durch ein freches Mundwerk ersetzen. In der jetzigen Zeit des Reportertums, der persönlichen Protektionsgeschichten, der böswilligen Klatschsucht, kann man auf diesem Wege sehr weit kommen, kann man sich mit Kreuzern den Ruhm verdienen. Durch viele Kreuzer läßt sich aber auch, gerade wie mit dem Golde, all das erstehen, was die Menschen in Versuchung führt. Dieser und jener Journalist, welchen ich Ihnen nennen könnte, führt ein großes Haus, läßt vielfach von sich reden, besitzt einen ungeheuren Einfluß, so zwar, daß Künstler in sein Haus gehen, um vor seinen Gästen zu singen und Komödie zu spielen, daß Maler ihre Bilder oder Skizzen ihm schicken, damit er die Wände seiner Wohnung damit behänge, und ich habe mich oft belustigt, in den Zeitungen dann die der Sendung entsprechende Kritik zu lesen; solche Fehler gegen den guten Geschmack zählen gar nicht mehr. Sie werden begreifen, wie derartige Erfolge dazu geeignet sind, dem Journalisten-Anfänger den Kopf zu verdrehen. Vom geistigen Standpunkte aus ist derlei von absoluter Immoralität, und denkt man mit Würde und Stolz darüber nach, so kann man es auch nur verdammen.

Einen Augenblick sagte sich Camillo, daß Durieu sich vielleicht vor seiner Konkurrenz fürchte, aber unmittelbar darauf schämte er sich dieses seines Ideenganges, während Durieu, sichtlich mit Gedanken beschäftigt, laut lachte.

„Aber ein Journalist gleich Ihnen," rief der junge Mann, „ist im Gegenteil dazu geschaffen, um den Wunsch rege werden zu lassen, an Ihrer Seite zu kämpfen!"

„Mein Gott, ich!" Durieu warf die Cigarre weg, lehnte sich in seinen Fauteuil zurück und verharrte eine Zeitlang schweigend und in Gedanken versunken. „Mein Gott, bei mir ist es etwas anderes, ich bin mit fünfundzwanzig Jahren Journalist geworden, weil ich zu der Ueberzeugung kam, daß ich nie das werden könne, was ich zu sein geträumt. Dort in meinen Schubfächern habe ich Theaterstücke fix und fertig zur Aufführung bereit, sorgfältig abgeschrieben. Dann liegen auch Pläne für andere Stücke da und einzelne fertige Scenen. Sie müssen wissen, daß ich derlei vertrauliche Mitteilungen nicht aller Welt mache; es ist die schmerzliche Seite meines Lebens — es giebt Maler, welche von Bildern träumen, die sie unfähig sind, zu schaffen, und zuweilen sind gerade solche Künstler mehr wert, als die Farbenklexer, welche Erfolg aufzuweisen haben; ihr Leben ist aber trotzdem eine Hölle, ich habe mich selbst dazu verdammt, ein Rattenfänger zu sein; ich fällte über mich selbst das Urteil und habe es nicht notwendig gehabt, von der Entscheidung der Theater-Direktoren abzuhängen; meine kleinen Arbeiten haben hübsche Scenen aufzuweisen, wenn auch die großen nicht viel bedeuten, aber mein Flug ist zu kurz — ein echtes und rechtes Theaterstück muß doch anders gemacht werden. Die Studien, welche ich machte, ermöglichten es mir, ein tüchtiger Kritiker zu werden; meine Berufsgenossen behaupten, daß ich zu nachsichtig sei — das kommt eben daher, weil ich die Stücke, welche vor mir aufgeführt werden, mit jenen armen, kleinen Dingern vergleiche, die ich einst selbst geschrieben und die nun im ewigen Schlafe ruhen. Ich wage es nicht, sehr streng zu sein, die Autoren werden niemals wissen, welchem Umstande sie meine Milde zu danken haben. Als ich über mich selbst das Urteil fällte, stand ich vor einer ziemlich peinlichen Situation; ich hatte geglaubt, auf ein kleines Vermögen zählen zu dürfen, eine Tante warf mir eine jährliche Rente aus und hatte mich — in diesem Glauben wurde ich großgezogen — zu ihrem Universalerben eingesetzt; bei ihrem Tode fand sich irgend eine quälende gesetzliche Klausel, durch die ein endloser Prozeß unvermeidlich wurde — er währt noch immer — sobald ein Punkt aufgeklärt ist, geht irgend eine neue, peinliche Situation aus einem anderen, bis nun scheinbar nebensächlichen Umstande hervor. Ich bin endlich soweit gekommen, daß ich mich nicht weiter mit dieser Angelegenheit befasse. Wenn ich jenen Prozeß gewinne, so wird das ganze Vermögen, um welches es sich in dieser Geschichte handelt, den gierigen Händen der Leute des Gesetzes zufallen. Leben mußte ich aber inzwischen und so wurde ich denn in unserer guten Stadt Limoges Journalist. Meine Arbeit am 16. Mai, Sie erinnern sich damals, hatte von sich reden gemacht; mein Landsmann Combes-Villaret, welcher zu jener Zeit daran dachte, den „Bourdon" zu gründen, entführte mich nach der Porzellanstadt. Der Versuch ist geglückt. Der Meister, welcher ein modernes, tüchtiges, republikanisches Blatt gründen wollte, behält mich als Blitzableiter der Ehrlichkeit bei sich; ich habe einen guten Ruf und dieser mehr noch als das geringe Talent, welches ich vielleicht besitze, wird mir zu hohem Preise bezahlt. Ich kann freimütig sprechen und man weiß, daß ich nie mich zu einer Zeile herbeilassen werde, über die ich zu erröten habe — das dauert eben, so lange es geht — so schwindet das Leben dahin; in einigen Jahren, wenn die Mode der ernsthaft zu nehmenden Artikel verflogen sein wird, oder wenn ich an den Mühen und Drangsalen meines Berufes gestorben bin — denn er ist hart, dieser Beruf, man darf sich da keinen Illusionen hingeben — was bleibt dann noch von dem beschwärzten Papiere übrig? Wer wird sich meiner Namensunterschrift entsinnen, über die das Auge der Zeitungs-Abonnenten jetzt beinahe täglich gleichgültig dahinschweift? Sie ist vom Winde verweht und doch enthalten solch lose Blätter, welche täglich von den großen Pariser Zeitungen verschlungen werden — ich bitte Sie, zu glauben, daß ich nicht von meinen losen Blättern sprechen will — sehr häufig mehr Talent, mehr geistreiche Gedanken, mehr Tiefe, als manches dickleibige Buch mit sonorem Titel, das wir sorgfältig in die Regale unserer Bücherkästen einreihen. Wer aber wird sich in einigen Jahren, in einigen Monden dessen entsinnen? Ein Journalist stirbt — seine Zeitgenossen widmen ihm vielleicht den Nachruf, von ihm zu sagen: „Der Mann hat Talent gehabt". Wie aber soll dieses, des Morgens in der Zeitung veröffentlichte Talent, das des Abends wieder verschwindet, festgehalten werden? Wie kann man die Gaben festhalten, welche gleich den Eintagsfliegen nach kurzer Lebensdauer dahinschwinden? Und doch — nein, nein, mein junger Freund, benützen Sie den Journalismus, wenn es sein muß, um das große Publikum mit Ihrem Namen vertraut zu machen, aber befassen Sie sich nicht eingehend mit demselben, zersplittern Sie Ihr Talent, dessen Sie ziemlich viel besitzen, nicht in Seifenblasen — es ist zu traurig!"

Eine Woche später brachte Camillo seinem wohlwollenden Freunde eine kleine, frische, naive, nach dem Lande duftende, lebendig geschriebene Erzählung, ganz in jenem Stile und mit jener natürlichen Einfachheit, welche der junge Autor mit Geschick zu handhaben verstand. Durieu lächelte, als er dieselbe las.

„Gut, unsere Abonnenten werden staunen, sie, die gewöhnlich so ganz andere Kost erhalten — es ist ausgezeichnet, mein Bester! Und wenn ich Ihnen das nicht sofort zum Abdruck bringe, so will ich nicht Jean Durieu heißen!“

Die kleine Erzählung erschien wirklich, und als Camillo seinen Namen am Schlusse derselben gedruckt sah, genoß er einen Augenblick des reinsten Glückes; er konnte sich mit der langsamen Postbeförderung nicht zufriedenstellen und sendete Luisen eine Depesche, für welche er seinen letzten Heller verausgabte; glücklicherweise erhielt der Neuling als Bezahlung für seine Novelle die namhafte Summe von fünfzig Francs und Durieu teilte ihm überdies mit, daß die kleine Arbeit außerordentlich gut gefallen habe und er nur von neuem zu beginnen brauche, um der Abnahme gewiß sein zu können.

Camillo Devrilliers hatte den Fuß auf die erste Stufe der Ruhmesleiter gestellt, er wußte jetzt, daß er bis zur Höhe emporklimmen werde, jene zurückschlagend, die den Versuch machen würden, ihn zu verdrängen.

5.

In Sanct Lucas strich die Zeit eintönig und langsam dahin, die Fabrik fristete kümmerlich ihr Dasein.

Luise lernte es nach und nach, eine gewisse Leidenschaft für den Kampf zu bekommen, sie versuchte es, ihre Lebenskraft dem alten, dahinsiechenden Hause einzuflößen, das in ihren Augen weit mehr repräsentierte, als ihre Unabhängigkeit, nämlich diejenige ihres Bruders, des „großen Mannes“ der Zukunft. In der ersten Zeit gelang es ihr, dem Handel einen gewissen Aufschwung zu verleihen; die Bestellungen wurden ein wenig reichlicher, die Einnahmen gewährten etwas größere Befriedigung; aber dieser Erfolg hatte keine rechte Dauer, konnte dieselbe nicht haben. Die Existenzbedingungen wurden täglich ungünstiger, die Konkurrenz war immer mehr und mehr zu befürchten. Luise ging, als sie dies sah, in den ohnehin schon bescheidenen Preisen immer mehr herab, man fabrizierte in größeren Mengen; aber es war alles doch nur eine trügerische Thätigkeit, und am Jahresschlusse erwiesen sich die Resultate um gar nichts besser.

Dann kam Perdriel eines Tages, um ihr mitzuteilen, daß der bedeutendste Ofen der Fabrik zur Ruine werde. Die sich steigernde Produktion, welche eine Folge der herabgesetzten Preise war, vor denen Perdriel stets gewarnt hatte, nützte das Material zu sehr ab; man hatte nachgebessert, so lange es ging; nun mußte man neu bauen; es handelte sich da mindestens um die Summe von tausend Francs, man mußte auch noch andere Dinge renovieren und bedurfte einen Ofen mehr, kurzum, wenn man nicht zwölf- bis fünfzehnhundert Franes zur Verausgabung hätte, würde es am besten sein, die Fabrik zu schließen.

Perdriel erklärte diese Dinge, ging in alle möglichen Einzelheiten ein, machte seine Berechnungen und fühlte sich bei alledem so unbehaglich wie ein Mann, der noch irgend etwas auf dem Herzen hat.

„Im Grunde genommen, Fräulein, brauchen Sie wegen einer so geringen Summe ja doch nicht in Verlegenheit zu sein; ich weiß recht gut, daß die Fabrik seit drei Jahren — ich gestehe es ganz offen — mehr einträgt, als ich für möglich gehalten; es hat uns alle ermutigt, Sie von aller Gottesfrühe an, mit bei der Arbeit zu sehen, die Männer überwachend, den Frauen im Maler-Atelier da und dort an die Hand gehend. Ich kann es jetzt immerhin offen aussprechen, daß ich nie gedacht hätte, ein Fräulein, und noch dazu ein wirkliches Fräulein, könne so tapfer sein! Man sollte meinen, Sie hätten seit fünfzehn Jahren die Fabrik geleitet. Aber ich rede da den hellsten Unsinn. Damals spielten Sie ja noch mit der Puppe, kurzum —“

„Sie geben mir ein gutes Zeugnis, mein braver Perdriel!“ sprach Luise mit trübem Lächeln, „und ich kann Sie versichern, daß ich es dankbar anerkenne, ist es doch leicht, Ihre Zustimmung zu erlangen!“

„Und bei alledem, wie wenig geben Sie für sich selbst aus — nichts, oder wenigstens beinahe nichts! Glauben Sie etwa, die alte Hortense plaudere nicht? Das Gemüse des kleinen Gärtchens, die Eier Ihrer Hühner, hie und da ein Stückchen Selchfleisch oder eine alte Henne, das ist alles, was Sie verzehren. Die Alte ißt auch nichts; was Ihre Kleider anbelangt, obzwar sie immer nett und sauber sind, brauchen Sie deren nicht mehr, als höchstens zwei im Jahr — das genügt Ihnen — und so müssen Sie denn in einem Wollstrumpfe ganz hübsche Ersparnisse haben. Verzeihen Sie, Fräulein, das verdrießt sie, aber bei Gott, ich würde mein letztes Hemd dafür hergeben, die Fabrik zu retten!“

Perdriel ließ sich auf einen Stuhl fallen und betrachtete, die Ellbogen auf den Tisch stützend, Luise; seine oftmals rotränderigen Augen glühten im düsteren Feuer, dem Feuer einer wilden, tiefen Leidenschaft, welchem er, sie wußte das recht gut, seine wärmsten Neigungen sogar zum Opfer gebracht haben würde, wenn er überhaupt eine Neigung besessen, außer jener für die alte Fabrik.

Ein Gedanke durchkreuzte plötzlich das Gehirn des jungen Mädchens; wenn sie beinahe von nichts lebte, so mußte er, Perdriel, der seit Jahren von noch weniger als nichts lebte, sich Bedeutendes erspart haben; er hatte sicherlich alljährlich eine größere Summe seines Lohnes zur Seite gelegt, wenn er nicht denselben heimlich verausgabt hatte, um irgend einem verborgenen Laster zu fröhnen, oder, wenn er nicht in der Zukunft irgend etwas mit dem Gelde anstellen wollte, wovon bis jetzt noch niemand eine Ahnung hatte.

„Sie wollen wissen, Perdriel, ob ich keine Ersparnisse machte, ob ich den Fall nicht vorausgesehen, welcher sich mir heute bietet und Ihnen, der Sie mir so treu ergeben sind, den ich wie einen Verbündeten ansehe, bin ich auch bereit, zu antworten. Es ist, wie Sie wissen, vereinbart worden, daß die Einnahmen der Fabrik zwischen meinem Bruder und mir geteilt werden sollten; ich brauche Ihnen, der Sie alles so genau kennen, nicht erst zu sagen, daß diese Einnahmen sich von Jahr zu Jahr vermindern, ja beträchtlich vermindern; die Reparaturen, welche wir in den letzten achtzehn Monaten vornehmen ließen, haben auch viel Geld verschlungen; überdies, sollten die Einnahmen sich auch verringert haben, so konnte ich doch nicht zugeben, daß die Summe, welche ich monatlich meinem Bruder sende, darunter leide!“

„Darauf würde ich geschworen haben!“ brummte Perdriel vor sich hin.

„Und Sie hätten sich nicht getäuscht!“

Luise warf bei diesen Worten das Haupt stolz empor, so zwar, daß der Werkmeister sich keine weitere Bemerkung erlaubte, aber in seinen Augen brannte ein unheimliches Feuer. Als Luise sah, daß Perdriel nichts erwiderte, vielleicht aus Furcht, zu viel zu sagen, fuhr sie ruhig fort: „Da ich kein Neuling mehr in den Dingen bin, welche die Fabrik berühren, bereite ich mich schon seit langer Zeit darauf vor, einen neuen Brennofen zu bauen, habe aber zu diesem Zwecke noch nicht mehr wie fünfhundert Francs beseitigen können; ist es möglich, noch einige Monate mit dem Bau zu warten?“

„Vielleicht, man könnte im schlimmsten Falle einen kleineren Ofen bauen.“

„Nein, nein, es ist mir schon lieber, daß die Sache gleich ordentlich gemacht werde!“

„Gut, dann müssen wir eben warten!“

Und man wartete.

Wenn während dieser drei Jahre die Stellung Luisens sich auch nicht wesentlich verändert hatte, so war mit derjenigen Camillos doch eine große Wandlung vorgegangen. Trotz ihrer fast vollständigen Unkenntnis aller Dinge dieses Lebens, wußte Luise, daß der Name ihres Bruders endlich bekannt geworden, daß man sein Lob in den Zeitungen verkündete; war ihre Tagesarbeit vollendet, so bestand ihr größter Trost darin, bei dem Schein ihrer kleinen Lampe unzähligemale die Artikel zu lesen, welche über den ersten Roman Camillos geschrieben worden waren, die Briefe zu durchblättern, die er ihr geschrieben, jene Briefe, welche anfangs sehr lang gewesen, in denen das überquellende Glück des jungen Autors deutlich zum Ausdruck kam und in welchem er, wie in der Vergangenheit, der Vertrauten gegenüber, rückhaltlos sein Herz ausschüttete. Jetzt wurden diese Briefe immer seltener und seltener, und wenn auch zärtlich, so doch immer kürzer; es gab stets Entschuldigungen für sein langes Schweigen; war er ja doch sowohl von seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen, als auch von der Arbeit in Anspruch genommen; freilich, das schien er auch zu sein, da er während drei voller Jahre nur vier Tage hatte finden können, die er ihr gewidmet, vier arme, kurze Tage, in denen er nach den ersten Ergüssen seiner gewiß aufrichtig gemeinten Zärtlichkeit ihr nicht viel zu sagen gewußt, in denen er sogar über die alte Fabrik sich lustig gemacht, die ihm doch während der Lehrzeit, bis er ein „großer Mann“ geworden, den Lebensunterhalt gesichert hatte, von der er sogar heute sich herabließ, eine Rente anzunehmen, die ihm mit geradezu frommer Gewissenhaftigkeit ausgezahlt wurde. Er hatte nicht daran gedacht, zu fragen, ob, wie man es vorhergesehen, die Geschäfte schlecht gingen, ob zum Schlusse eines jeden Jahres die Einnahmen sich nicht verringerten, ob Luise ihren eigenen Vorteil nicht zu seinen Gunsten schädige.

Das Leben in Paris ist entsetzlich teuer. Und wenn man Romanprojekte im Kopfe hat, wenn man persönliche Romane durchlebt, von denen Camillo freilich der Schwester nicht sprechen konnte, die aber eine poetische und traumbefangene Stimmung hervorriefen, kann man da an die Nutzbarkeit einer Fabrik denken, die Vierkreuzer-Teller zu Tage fördert?

Zum Schluß seines Besuches langweilte sich Camillo so sichtlich, legte den Jugendbekannten aus dem Städtchen gegenüber die Unverschämtheit des jungen berühmten Mannes mit solcher Deutlichkeit an den Tag, daß Luise, trotz ihrer auf die Spitze getriebenen Zärtlichkeit, ihn fast mit Erleichterung scheiden sah. Und er kehrte nimmer wieder.

Der Brief, den das arme Mädchen am häufigsten las und wieder las, war der erste, welchen er aus Paris an sie gerichtet hatte. In jenem Schreiben hatte Camillo den Erfolg vorausgeahnt, hatte

er geschworen, denselben mit ihr zu teilen, sprach er von einem glücklichen Leben zu zweien, von einem hübschen Nest, fernab von dem Geräusch der Welt, in dem sie zusammen hausen wollten, er arbeitend, schöne Werke schaffend, in der Ruhe, welche sie so herrlich um ihn aufrecht zu halten verstand, geschützt vor den materiellen Alltäglichkeiten, die sie alle auf ihre Schultern nehmen wollte.

Sie hatte ihn für aufrichtig gehalten und ihre süßesten Träume gipfelten in einem gemeinsamen geschwisterlichen Leben, in welchem sie sich wechselseitig auch die treuesten Freunde sein wollten. Als Camillo der Schwester ein solches Bild vor die Augen gezaubert, war er vollkommen aufrichtig gewesen; in seiner Unkenntnis des Rausches, den ein rasch errungener Erfolg nur zu häufig mit sich bringt, hatte er wirklich geglaubt, es müsse süß sein, die Schwester kommen zu lassen, sie als bewundernde Vertraute und als Wirtschafterin immer um sich zu haben — nur war seit jenem hübschen Traum die Zeit so rasch vergangen und er hatte denselben völlig vergessen. Ist man überdies Herr seiner selbst, wenn man in einem Alter, in welchem andere kaum die Schule verlassen, plötzlich, wenn nicht allgemein berühmt, so doch sehr bekannt wird?

Im übrigen hatte er ein ruhiges Gewissen; sobald er den vollen Honorarbetrag seines in dem Feuilleton eines großen Blattes veröffentlichten Romanes erhalten hatte, sendete er seiner Schwester augenblicklich, ohne sich die Zeit zu lassen, seine Großmut zu bereuen, tausend Francs; nur telegraphierte er ihr zwei Monate später, in einem Augenblicke großen Geldmangels, daß er umgehend tausend Francs benötige. Der ersten Einzelheit entsann er sich, die zweite hatte er vergessen. Und trotzdem liebte er seine Schwester von Herzen; zuweilen, wenn er sich an alles zurückerinnerte, was sie für ihn gethan, bemächtigte sich seiner grenzenlose Rührung — eine wahrhaft weiche Künstlerstimmung. Eine der reizendsten Episoden seines Romanes, die einen hohen Begriff von seinem Herzen, von dem Edelmut seiner Gefühle verlieh, war offenbar durch Luisen inspiriert. Er war mit sich selbst zufrieden, weil er diese Zeilen geschrieben und sagte sich, daß die brüderliche Liebe noch nie eine zartere Huldigung gebracht habe. Das war auch seine Art, seine Schulden zu bezahlen, und alle Welt weiß ja, daß bezahlte Schuld vergessene Schuld ist.

Dazu kam noch, daß, dank seiner lebhaften Einbildungskraft Camillo Luisen in eine Art Romangestalt umgewandelt hatte, in eine sehr rührende Gestalt, die aber doch gar nicht mehr an die schlichte, anmutige Luise erinnerte, an das ausgelassene junge Mädchen, welches, auf die Gefahr hin, einen Sonnenstich zu bekommen, aus dem Fenster kletterte, um die reifsten Kirschen zu pflücken und sie dem geliebten Bruder anzubieten; die Gestalt, welche seine Phantasie sich ausgemalt, erinnerte auch in nichts mehr an die ernsthaft gewordene Fabrikantin, welche bemalte Teller auftürmte, Ziffern zusammenstellte und bei alledem jung und reizend blieb.

Die Einbildungskraft hatte das Ihre so vortrefflich geleistet, daß der Romanschriftsteller seiner Schwester fast zürnte, weil sie das Werk seiner Phantasie in aller Form zu widerlegen bestrebt war. Sprach er von Luisen — und Durieu hatte ihn von dieser Leidenschaft nicht heilen können, denn Camillo empfand das dringende Bedürfnis, nicht nur von sich selbst, sondern von allem, was ihn berührte, unaufhörlich zu reden — so liebte er es, die „fast mütterliche Zärtlichkeit" Luisens hervorzuheben. Natürlich dachte man, daß die Schwester mindestens um zehn bis fünfzehn Jahre älter sein müsse als der Bruder. Trotz der Sorgen, trotz der Arbeit sah aber Luise, vielleicht dank des regelmäßigen Lebens, welches sie führte, dank der guten Luft in Sanct Lucas, obwohl sie die Aeltere war, jünger aus, als der hübsche Bursche, dessen Züge schon deutlich den Stempel eines mehrjährigen Aufenthaltes in Paris an sich trugen, dem man ansah, daß seine Zeit nebst der Arbeit auch den weltlichen Zerstreuungen gewidmet war, daß er nebstbei nicht unberührt blieb von den Eifersüchteleien einer Schriftstellerlaufbahn.



Gesamtansicht der projektierten Jungfraubahn. (Mit Text.)

In der reizbaren Stimmung, die Luise oftmals an dem Bruder bemerkte, die sie nicht verstand und unter der sie litt, steckte auch ein gut Stück des Künstlergrolles, der dem Modell zürnt, welches dem Bild nicht ähnlich sieht, das er gerade vollendet.

(Fortsetzung folgt.)

Marcello Pio, der Maler von Pisa.

Historische Novelle von Arthur Eugen Simson.

(Schluß.)

Am nächsten Tage war Pisa Zeuge einer großartigen, rührenden Feierlichkeit. Gegen vier Uhr Nachmittags und als die Hitze abzunehmen begann, klangen Glockentöne durch die ganze Stadt. Alle Türme der Kirchen und Klöster der Stadt schienen in der Höhe ein erhabenes Gespräch zu führen, in welchem silberhelle Stimmen sich mit tiefen Tönen mischten, wie wenn Kinder mit Männern reden.

Auf dieses Zeichen setzte sich eine unermeßliche Prozession, welche die ganze Hauptstraße von Pisa füllte, in Bewegung. Eine ganze Stadt brachte ihre Huldigung einem Maler dar, um den Tod eines Heiligen zu feiern. Wappenherolde ritten voran; sie trugen ein weißes Waffenhemd mit goldenen Sternen gestickt; ihr himmelblauer Hut war mit Federn besetzt; die Zügel ihrer Rosse waren weiß und in der Hand hielten sie eine Art Kommandostab. Nach ihnen folgten die Krieger der Stadt, drei Mann hoch; ihre Uniform war halb blau, halb schwarz; doppelte und lange Aermel fielen ihnen bis unter den Gürtel; statt des Degens führten sie ein breites Messer und ihre Hellebarden trugen sie verkehrt. — Dann kamen hundert Condottieri, ganz in Eisen gekleidet, jeder mit seinem Fähnchen an der Lanze; wie viel Männer, so viel verschiedene Wappen oder verschiedene Devisen. Alle hatten ihren Schild geschwärzt zum Zeichen der Trauer. — Jedes der Klöster hatte den größten Teil seiner Bewohner zu der Feier gesandt. Die verschiedenen Büßerbrüderschaften, die grauen, die weißen, die schwarzen, stachen grell von einander ab; die Franziskaner in bloßen Füßen und die Augustiner folgten ihnen. Aber der Ernst des Zuges wurde durch die Anwesenheit der schönsten Mädchen Pisas gemildert, weiß gekleidet, von langen Schleiern verhüllt, die auf ihrem Haupte von einem Kranze weißer Rosen gehalten wurden, schritten sie einzeln einher, jede eine weiße, geweihte Kerze tragend. Zwölf von ihnen umgaben eine Art Triumphwagen, auf welchem das Gemälde befestigt war, das die ganze Stadt bewunderte, sie trugen Körbchen mit Blumenblättern, die sie immer vor dem Bilde herstreuten, und wenn das Werk des Meisters Marcello vorüberkam, rief das Volk: „Evviva! Evviva!" — Unmittelbar nach dem Gemälde folgten die jungen Männer aus den ersten Familien und trugen einen Sarg, der mit einem langen, schwarzen Sammettuche mit silbernen Stickereien und Franzen bedeckt war. In dem Sarge ruhte der, welcher sich Marcello nannte. Sein einfaches, härenes Gewand und sein bleiches Gesicht stachen grell von dem Pomp und Glanze dieses Festes ab, denn es war weniger ein Leichen- als ein Triumphzug. Auch bei dem Anblicke dieses kalten Leichnams schrie das Volk: „Evviva! Ruhm unserm vielgeliebten Maler!" — Hinter dem Sarge schritt allein Fra Eusebio, auf dessen Gesichte man einen ergebenen, aber tiefen Schmerz las. Geschlossen wurde endlich der Zug durch eine große Anzahl Senatoren. In dieser Ordnung kam er in der Kapelle der Augustiner an. Das Gemälde wurde über dem Hauptaltar aufgehangen und der Leichnam auf einen prachtvollen Katafalk gebracht, um den herum ein Wald von Kerzen brannte. In einem Augenblicke hatte die Menge die Kirche gefüllt und die Wölbungen derselben hallten von dem feierlichen Gesange aus aller Munde wieder. Wolken von Weihrauch stiegen in durchsichtigen Wirbeln empor, durch diese Dünste hindurch gesehen, schien das Gemälde Leben zu erhalten; die Einsiedler auf demselben bewegten sich scheinbar und die heiligen Engelscharen schienen auf die Erde herabzu-

steigen. — Erst am nächsten Tage sollte der Maler die Ehre des Begräbnisses erhalten. —

Die Nacht senkte sich auf die Stadt herab. Die Kirche, aus welcher sich endlich die Neugierigen entfernten, wurde wieder still wie gewöhnlich; das helle Licht, das sie erleuchtete, erlosch allmählich; nur die Kerzen um den Katafalk her brannten noch. Neben dem Leichnam wachte ein Mönch: der Bruder Eusebio; er hatte selbst um diese Begünstigung gebeten. Auf seine Kniee gesunken, den Kopf von den Händen bedeckt, dachte der Greis an die Nichtigkeit aller Dinge in dieser Welt; er sah ja da neben sich den Mann, den Unglücklichen, der sein ganzes Leben nach Ruhm und Ehre gedürstet und diese Ehre erst nach seinem Tode gefunden hatte. Den Ruhm mit glühendem Wunsche herbeigesehnt zu haben und auf der Schwelle des Tempels desselben niedersinken zu müssen!

Dann wendete der Mönch seine Gedanken auf sich selbst zurück; er dankte dem Himmel, daß er so bald die Leere des Irdischen erkannt und sich bei Zeiten von der frivolen Gemeinschaft der Menschen abgesondert habe. — Als er so in diese Gedanken versunken war, wurde seine Aufmerksamkeit durch ein leichtes Geräusch, einen Seufzer, erregt. Er drehte sich um, sah aber niemanden in seiner Nähe, und übrigens war er zu aufgeklärt, als daß er geglaubt hätte, dieses Geräusch rühre von einer geheimen Macht her. Völlig beruhigt, begann der Mönch also sein Gebet von neuem für die ewige Ruhe des einzigen Freundes, den er auf der Erde sich hatte erhalten wollen, und nach vielem Beten kam endlich ein Augenblick, in welchem der Greis minder deutlich sprach, sein schlafmüdes Haupt sich auf seine Brust senkte und er endlich völlig einschlummerte. Mitten im Schlafe, als die Nacht bereits weit vorgerückt war, ließ sich ein zweiter Seufzer in der Kirche hören. Der Sarg bewegte sich. Derjenige, welcher darin lag, schien wieder Bewegung und Leben zu erhalten. Ist er das wirklich, der sich mit Anstrengung jetzt aufrichtet, als sei er noch durch eine magnetische Kraft niedergehalten? Haben sich seine soeben noch geschlossenen Augen wieder geöffnet? Spricht nicht der Mund, der zum ewigen Schweigen verurteilt zu sein schien, einige undeutliche, zusammenhanglose Worte aus? Ja, er ist es, er lebt, er atmet, er fühlt! Es ist Marcello wie sonst. Einen Augenblick zögerte und schauderte er; die weite Kirche und, wie in der Erinnerung, ein ganzes Leben scheinen auf ihm zu lasten. Er möchte aus dem Sarge heraussteigen und hat doch nicht den Mut dazu; in diesem feierlichen Augenblicke einer Art Auferstehung, da er sich durch eine schwache Anstrengung von diesem ganzen Leichenapparate frei machen kann, wird es ihm ebenso schwer, aus dem Tode in das Leben überzugehen, wie es dem Sterbenden schwer wird, das Leben zu verlassen.

„Mein Gott!" flüsterte er. Es war das erste Wort, das seinen Lippen entglitt. Der Künstler lauschte dann in der Stille, welche um ihn her herrschte und endlich stieg er vorsichtig auf den Stufen des Cenotaphs herunter, während er dabei die Kerzen auslöschte. Sobald er den Boden betreten hatte, schritt er leise, eine Kerze in der Hand, nach seinem geliebten Gemälde hin, das die Gläubigen, wie wir wissen, über dem Hauptaltare aufgehangen hatten, damit es, vielleicht Jahrhunderte hindurch, von allen Generationen Anbetung erhalte. Wie schön, wie großartig kam ihm sein Gemälde vor. Endlich sank er vor dem Altare nieder auf seine Kniee, weinte und betete. Außer den Leiden der Vergangenheit, die ihn sein Triumph hätte vergessen lassen sollen, schienen ihm die Leiden der Zukunft vor den Augen zu schweben; auch eine Art Reue fühlte er und ob er wohl schweigen mußte, um den Mönch nicht zu erwecken, konnte er doch die Worte nicht unterdrücken: „Mein Gott! eine glühende Sehnsucht nach Ruhm hat mich veranlaßt, die List zu Hilfe zu nehmen, um mir eine Huldigung zuzuziehen, die ich nicht verdiente. Ich scheute mich nicht, mich tot zu stellen, als dürfe man mit diesem schrecklichen Boten Deines Willens scherzen, als sei es erlaubt, Komödie in dem Sarge zu spielen; aber vielleicht, gefürchteter Gott, hast Du mich nicht zur Strafe bezeichnet, als ich lebend mit allem Apparate eines Toten in Deinen heiligen Tempel kam. Die Menschen waren so ungerecht gegen mich. Ich mußte sie zur Bewunderung zwingen . . . ich nahm einen Schlaftrank, und die Kränze, die meine Hand nicht erreichen konnte, fielen in Menge auf meinen Leichnam. Ich erwache und preise Dich, Gott, ich danke Dir, Vaterstadt, die ich nie wiedersehen werde. Ich muß fliehen und andere Gegenden aufsuchen, wohin vielleicht nie das Echo meines Namens dringt. Wenn man mich nur hier nicht vergißt."

Der Tag brach an. Marcello sah ein, daß es gefährlich für ihn sein würde, noch länger zu warten. Er trat leise zu dem schlafenden Mönche und nahm ihm den Schlüssel ab, den derselbe, als Hüter der Kirche, am Gürtel trug. Schon fielen die ersten Strahlen der Sonne auf die bunten Kirchenfenster, so daß das Kerzenlicht erbleichte; noch eine Stunde und die Menge würde in den Tempel dringen. Der Künstler fand leicht die Thüre. Vorsichtig drehte er den Schlüssel in dem Schlosse um und sah sich dabei mehrmals um, um zu sehen, ob der Mönch sich nicht rühre. Endlich öffnete er, und die frische Morgenluft umspielte sein abgespanntes Gesicht, dann zog er die braune Kapuze über den Kopf, strich das Haar von der Stirn, eilte rasch die Stufen des Portals hinunter, schritt hastig durch die Straßen der noch schlafenden Stadt und verließ Pisa wie ein Verbrecher, wie ein Verbannter, er, der Triumphator von gestern, dessen Namen in jedem Munde ist.

In den Apeninnen giebt es wilde, versteckte Plätze, wo man mit sich ganz allein ist, wohin nicht das Geräusch der Städte, das Geschrei der Menge dringt, wo alles ruhig und still ist, außer die Wildbäche und die Raubvögel, die darüber hinfliegen. Da suchte Marcello sich ein Versteck. Anfangs glaubte er den Frieden und die Ruhe gefunden zu haben und er schrieb diese Ruhe den Gegenständen um ihn her zu; er wußte es nicht, daß er einen unerlöschlichen Vulkan in sich trage. Bald erfüllte sein Herz eine stille Sehnsucht und Langeweile, nicht die Langeweile der Unthätigkeit, sondern die Langeweile des Schweigens. Nach seinem Ruhmesfieber und den Opfern, welche er dieser Chimäre gebracht hatte, konnte ihm unmöglich das Glück der Einsamkeit und der Stille zusagen. Machte ihn ein Hirt auf einen Reisenden aufmerksam, der am Abend vorher in dem Thale angekommen, so suchte Marcello sogleich den Fremden auf, um ihm seine Gastfreundschaft anzubieten, und ein solches Anerbieten wird nie zurückgewiesen. Kaum saßen sie dann bei Tisch, so fragte der Maler begierig nach den in den Künsten berühmten Namen; selten wurde dabei der seinige nicht mit genannt. Man hatte seinem Andenken jede Ehre erzeigt, denn da man ihn an dem zur Beerdigung bestimmten Tage nicht mehr im Sarge gefunden, hatte das Volk das Gerücht ausgebreitet, Engel hätten den Leichnam des Künstlers, dessen Werk Gott so angenehm gewesen, in den Himmel entführt. Daraus erfolgte denn eine neue begeisterte, gesteigerte Verehrung des Gemäldes, vor welchem die Gläubigen andächtig betend und bewundernd niederknieten.

O, wie wohl thaten diese Lobeserhebungen dem Herzen Marcellos, aber mit welchem stillen Schmerze hörte er sie zugleich an! Wie, berühmt zu sein und den Ruhm nicht genießen zu können! Nicht unter seine Bewunderer treten zu können, sich nur vom Hörensagen groß zu wissen! Der Künstler klammerte sich fest an diese Idee an, litt so viel davon und wurde endlich von neuem ganz niedergedrückt; auf seinem Gesicht las man seine düstere Traurigkeit; seine Stirn wurde von Runzeln durchfurcht, seine Augen sanken ein und sein Haar ergraute. Er wurde alt in einem einzigen Jahre.

Das Bedürfnis, sich geehrt zu sehen, bemächtigte sich endlich seines Herzens so, daß er den kühnen Entschluß faßte, den Pinsel nochmals zu ergreifen; ein Werk vom ersten Range war die Frucht dieses Entschlusses. Sobald dasselbe transportiert werden konnte, nahm der Maler Abschied von den stillen Bergen und zog nach Pisa. Jeden, der ihm begegnete, fragte er, ob man Marcello noch ehre, und wenn man ihm dies bejahte, antwortete er: „Vielleicht ist der, dessen Verlust die Stadt beweint, nicht weit."

Die Vorübergehenden lachten dann, zuckten die Achseln und setzten ihren Weg fort.

An diesem Tage erschien ein mit Staub bedeckter und erschöpfter Reisender an der Thüre des Senats und verlangte, vor die edlen Herren gelassen zu werden. Die Mitteilung, die er zu machen habe, sagte er, sei von der höchsten Wichtigkeit.

Endlich wurde er vorgelassen. Bei dem Anblicke der gewaltigen Männer, die seinen Ruhm geweiht hatten und die er ersuchen wollte, auch seine Person zu ehren, zitterte Marcello; er mußte sich an eine Bildsäule lehnen; er war so bleich als der kalte Marmor; da sprach er endlich, als man mit Fragen in ihn drang: „Hohe Herren, es lebte sonst hier ein Maler, namens Marcello, er war unbekannt und unbeachtet und Ihr machtet ihn groß und berühmt. Aber er konnte seinen Ruhm nicht genießen, denn er wußte vorher, aus der heiligen Schrift, daß der Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande. Er stellte sich also tot und ließ sich begraben. Ein Schlaftrank von sicherer, voraus wohl berechneter Wirkung gab ihm den Schlummer, der dem Tode am meisten gleicht. So trug man ihn im Triumphe hinter seinem Gemälde und setzte ihn in der Kirche nieder. Am andern Morgen entfloh der Maler und verließ die Stadt. Niemand wußte, was aus der angeblichen Leiche geworden. Ach, seine Seele hatte den Körper noch nicht verlassen, er hat es nur zu sehr an seiner Angst, an seiner tiefen Trauer empfunden. Niemand wird es begreifen, was er in der Einsamkeit gelitten hat. Jetzt endlich kommt er zurück, um unter den Menschen den Platz einzunehmen, den man seinem Andenken angewiesen hat. Er steigt jetzt lebendig aus dem Grabe. Marcello steht vor Euch, erkennt Ihn, er ist es selbst."

Und der Maler warf seinen Reisestaub ab und richtete sich auf, gleich als solle ihn die Versammlung so besser erkennen.

Aber es erhob sich einstimmig der Ruf: „Betrüger! Betrüger!" Der allgemeine Unwille war so groß, daß die Versammlung ihre gewöhnliche Würde verlor und von allen Seiten Schimpfwörter gegen den kecken Mann fielen, der sich den Ruhm und den Namen

eines andern aneignen wollte. Der Drohung folgte die Ausführung; Häscher erhielten den Befehl, den Neuangekommenen zu beobachten. Man fragte ihn, worauf er seine Angaben gründe.

„Worauf?“ antwortete er, „auf ein Gemälde, das, wie ich hoffe, wohl eben so gut ist wie jenes, welches man über dem Hochaltare in der Kirche der Augustiner bewundert.“

Diese Antwort erregte einen neuen Sturm von Ausrufungen; die Senatoren standen von ihren Sitzen auf, stürzten sich auf den Fremden und sprachen: „Schnell, zeige uns Dein Meisterwerk.“

„Gern,“ antwortete er.

„Entrolle die Leinewand.“

Marcello mußte gehorchen, und mit Hilfe einiger Diener sein Gemälde an einer Säule befestigen. —

Das Volk, unter welches das Gerücht von dem Ereignisse bereits gedrungen war, und die meisten Senatoren eilten zu dieser Ausstellung einer eigenen Art.

Ein verächtliches Lächeln aber ging von den Lippen der Patrizier aus, die in den Ratssaal mit dem wiederholten Ausrufe zurückkehrten: „Es ist ein Betrüger.“

Das Volk, jenes wilde Tier, das auf ein Signal bereit ist, zu zerreißen, fing an zu murren, zu drohen und zu brüllen.

Marcello ahnte die Annäherung des Sturmes, aber er fürchtete ihn nicht. Der Ausbruch der Volkswut war schrecklich. Während die ruhigsten sich begnügten, den unglücklichen Künstler auszupfeifen und zu verspotten, richteten andere die blutigsten Vorwürfe an ihn. Anfangs hatte man geschrieen: „Nieder mit dem Betrüger! es lebe der wahre Marcello, unser großer Maler!“ Bald schrie man: „Tod dem Verräter!“

Tausend Hände stritten sich um das ausgestellte Gemälde; in einem Augenblicke bestand es nicht mehr; die Fetzen wurden ins Unendliche verkleinert und umhergestreut.

Nachdem so das Werk zerstört war, fühlte das Volk ein anderes Bedürfnis. — Die unerbittliche, gefühllose Menge schickte sich an, den Maler zu erfassen; er würde wahrscheinlich den Tod gefunden haben, wäre nicht in diesem Augenblicke ein Mönch, der den Vorgang bis dahin betrübt beobachtet hatte, den Wütenden entgegengetreten. Seine gebietende Gebärde, seine feste Stimme beherrschten den Aufruhr und gaben einer Abteilung Krieger, welche nach dem Marktplatze zu marschierte, Zeit, dem Maler sich zu nähern und ihn zu befreien. —

Die Menge wurde mit Hellebardenschlägen zerstreut.

Marcello war frei und sein Retter sagte zu ihm: „Bruder, Du scheinst zu leiden.“

„Ja ich leide viel,“ antwortete der Unglückliche und weinte bittere Thränen.

Der Mönch aber fuhr fort: „Dein Geist ist krank. Willst Du mir folgen an einen Ort, wo alle Schmerzen schweigen, wo die traurige Enttäuschung sich in sanfte Melancholie verwandelt?“

„Ich folge Euch an jeden Ort, mein Vater, wär's nur, um mir selbst zu entfliehen; ach könntet Ihr durch Euren weisen Rat mich lehren, alles zu vergessen, selbst jenen Ruhm, der für mich halb Wirklichkeit, halb Traum gewesen ist. Ich werfe mich in Eure Arme.“

„In die Arme Gottes, mein Sohn,“ fiel der Mönch ein, der dann seine Kapuze zurückwarf und fragte: „Kennst Du mich?“

„Gerechter Himmel, Bruder Eusebio!“

„Ja, Eusebio, der von nun an über Deine Seele wachen wird, wie er vor Deinem Körper wachte; Eusebio, der Dich in der Kirche sah und hörte, als Du aus dem Sarge lebendig herausstiegest. Komm, ich rette Dich vor der Qual Deines Herzens, ich rette Dich vor Dir selbst.“

Eine Stunde später hatte das Kloster der Augustiner einen neuen Bruder aufgenommen, den die Menschen sonst Marcello nannten und der zum Andenken an seine Kunst den Namen Lucas annahm. — Niemand hörte von nun an von seinem Leben oder seinem Tode reden. Man bemerkte nur bisweilen in der Kirche der Augustiner einen bleichen, melancholischen Mönch, der vor dem Hochaltare kniete und auf das große Gemälde über demselben Blicke der Anbetung, der Treue und der Liebe heftete, auf das Gemälde, das ganz Pisa vor der Leiche Marcellos im Triumphe durch die Stadt getragen hatte.



Am Stammtisch. Wir sind zwar nicht neugierig, aber in diesem Falle möchten wir doch wissen, was der uns wohlbekannte Kanzleirat Schmunzler liest. Um niedrige, materielle Interessen, was es zu essen und zu trinken giebt, wie Metzelsuppe, Ochsenmaulsalat, kann es sich nicht handeln, denn der Herr Rat ist in seiner Lektüre noch nicht auf der letzten Seite der Münchener „Neuesten“ angelangt. Aber auch die hohe Politik kann es nicht sein, wo wieder irgend ein Angstmeier um die Zukunft Deutschlands zittert oder ein unverbesserlicher Idealist neue Utopien ausheckt; denn das Hauptblatt hat der alte Herr schon gelesen. Schätzen wir doch die „Bierlänge,“ die der treue Stammgast in seinem Lokale täglich an jedem Abend von sechs Uhr ab weilt, nach seinem halbausgeleerten Glase schon auf zehn bis fünfzehn Minuten. Also muß es wohl eine Familienachricht sein oder ein dergleichen Eingesandt. Vielleicht, daß sich in Ermangelung glücklicher Umstände eine junge Dame, natürlich ein Ausbund von Reichtum und Tugenden erbietet, auch einem älteren Witwer die Hand zu reichen, um ihm den Rest seines Lebens zu versüßen — oder — ha, ha! — zu versalzen. „Ja ja, ich bewundere deinen guten Willen, deine freundlichen Absichten, aber den schönen Zauber kennen wir.“ So scheint der leutselige Herr Rat zu denken. Bei aller Vergnüglichkeit lächelt er mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen. Das sieht man schon, die Ueberlegenheit seines Verstandes ist groß. Das will auch der Rauch seiner weggelegten Cigarre besagen, der sich kerzengerade in die Höhe wurstelt. Wie gesagt, wir möchten den kuriosen Fall gern kennen. Aber der liebenswürdige Herr fängt erst um sieben Uhr an zu erzählen, wenn sich der Stammtisch bevölkert. Und ihn befragen? Das geht denn doch nicht, es wäre aufdringlich. Auch hat Herr Schmunzler in seiner Feierstunde von sechs bis sieben Uhr viel mehr zu thun, als man denkt. Denn auch die über seinem Kopfe hängende Münchener „Allgemeine“ will noch gründlich vorgenommen sein, ehe die „mündliche,“ wohlberedte Geselligkeit am verehrten Stammtisch beginnen kann.

Die projektierte Jungfraubahn. Die Zahl der Städter, welche die Zauber der Alpenregion aus eigener Anschauung kennen, Gefallen an Wanderungen in der kühlen, reinen Höhenluft, an weiten Fernsichten und an dem Formenreichtum der Alpenflora bethätigen, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Sogar den Fels- und Gletscherrevieren gewinnt man mannigfaltiges Interesse ab, seitdem man sie nicht mehr für „unnütze Oedeneien“ hält, sondern ihre Bedeutung im Haushalte der Natur und ihren Erscheinungsreichtum kennen gelernt hat. Ja man darf sagen, daß gerade der Anblick der großartigen Felszertrümmerungsprozesse im Hochgebirge und der Gletscherbrüche, womöglich in der Ausdehnung und wilden Gestaltung, in welcher sich jene von allseits jäh abstürzenden Hochgipfeln aus darstellen, zu den begehrtesten Genüssen der Alpenfreunde zählt. Abgesehen von einigen wenigen Aussichtsbergen, wie zum Beispiel dem Eggischhorn im Wallis, der Kreuzspitze in den Oetzthaleralpen, sind aber wirklich grandiese Hochgebirgsrundsichten gegenwärtig nur dem kniefesten, ausdauernden Bergsteiger zugänglich. Denn die vorläufig höchste Bergbahn der Schweiz, jene auf das Brienzer Rothhorn, führt nur auf einen Gipfel von 2351 Meter Seehöhe, der noch ganz in der Region der Alpmatten liegt; jene Bergbahn hinwieder, welche uns dem Herzen eines begletscherten Hochgebirges am nächsten bringt, die Bahn auf die kleine Scheidegg (2066 Meter), vermittelt zwar den Anblick der Westabstürze und -gletscher des Jungfraumassivs aus sehr großer Nähe (2 bis 4 Kilometer), allein der nächstliegende Eigergletscher kann von Nichtbergsteigern doch nur am Rande betreten werden und gewährt so nur Bilder der Art, wie solche schon vor vielen Jahren der Besucher der Furka am Rhonegletscher oder der Ueberschreiter der Stilfserjochstraße an den Ortlergletschern bewunderte. In etwa einem Jahrzehnt dürften aber selbst die großartigsten und wildesten Scenerien des begletscherten Hochgebirges für jedermann zugänglich sein. Wie bekannt, hat Herr Guyer-Zeller in Zürich im Dezember 1894 vom Schweizer Bundesrate die Konzession zum Bau einer Zahnradbahn auf die Jungfrau erhalten, und zwar auf Grnnd eingehender technischer Vorlagen, welche an der Ausführbarkeit des Unternehmens kaum mehr zweifeln lassen. Ausgangspunkt der Bahn wird das breite, alpmattenreiche Mittelgebirge sein, welches dem von Nordnordost nach Südsüdwest verlaufenden Gletscherkamme des Jungfraumassivs im Nordwesten, gegen die Thäler der Lauterbrunner und Grindelwalder Lütschine hin, vorgelagert ist. Dieses Mittelgebirge, welches die vielbesuchten Hotels von Wengen, der Wengernalp und der kleinen Scheidegg trägt, wird vom Jungfraumassiv durch zwei, am Fallbodenhubel nahe der kleinen Scheidegg entspringenden Thalrinnen (des nach Grindelwald abfließenden Wergisthalbachs und des in die Lauterbrunner Lütschine mündenden Trümletenbaches) geschieden. Beide Thalrinnen flachen jedoch gegen ihren Ursprung, den 2175 Meter hoch gelegenen Fallbodenhubel hin aus und bilden zwischen den Gipfeln des Mittelgebirgs (Lauberhorn 2475 Meter) und dem Eigerfuße den Sattel der kleinen Scheidegg, von welchem man nur ein paar niedrige Rasenrücken zu überschreiten hat, um zur Zunge des Eigergletschers zu gelangen. Auf die kleine Scheidegg führen seit 1893 von Lauterbrunnen und Grindelwald her Zahnradbahnstränge, und daher will man auch von hier aus — nicht, wie früher geplant war, über den inneren Grat des Rotthals — die Bahn auf die Jungfrau führen. Bis zum Eigergletscher hin, auf eine Entfernung von etwa 2 Kilometer über Alpmatten, hat das nicht die mindeste Schwierigkeit. Die Bahn wird daher auf dieser ersten Strecke als einfache Zahnradbahn verkehren und ihre erste Station „Eigergletscher“ in 2280 Meter Seehöhe auf dem Bühel haben, von wo man geradeaus die buckeligen, zum Teil von „regenirten“ Gletscherchen bedeckten Dolomitwände des Eigers furchtbar steil aufsteigen sieht, während links der Blick in den grünen Kessel von Grindelwald fällt und rechts die zerborstenen, von einem langen Moränenwall begleiteten Eismassen des Eigergletschers in die Tiefe des Trümletenthals ziehen. Der Blick in dieses Thal, welches diesseits von den Rasenhängen und Schieferklippen des Mittelgebirges (der Wengernalp), jenseits von den kolossalischen Steilwänden der Jungfrau, gebildet wird, ist von ergreifender Großartigkeit. Denn die prallen, vielfach ausgebauchten, horizontalschichtigen Wände sind so steil, daß nur in einzelnen Ecken Schnee zu haften vermag; oberhalb aber lagern, durch den Felsabsturz des Schneehorns geschieden, der Guggi- und Gießengletscher, aus deren weiß und grünlich schimmernden Eismassen die kantigen, tadellos weißen Pyramiden des Schnee- und Silberhorns scharfspitzig in den Himmel ragen. Von der Station Eigergletscher soll die Bahn als eine Reihenfolge langer, von kleinen Aussichtsgalerien unterbrochener Tunnels weiter zur Höhe geführt werden. Sie wendet sich zunächst ostnordöstlich, im Innern der schneefreien Nordwestwand des Eigers ansteigend und auf der Nordseite des Berges in 2619 Meter Seehöhe einen Punkt erreichend, wo sie mittelst der „Grindelwaldgalerie“ wieder an die Bergoberfläche kommt und einen Abblick nach Grindelwald gestattet. Dann biegt die Trace südöstlich um und gelangt an die Ostseite

des Eiger in 3221 Meter Seehöhe zur „Station Eiger“, wo sich unvermittelt ein Ueberblick über das weite, von herrlischen Gletschergraten und -gipfeln, wie Fieschergrat, Fiescherhorn und Schreckhorn umstandene Firnmeer des Grindelwalder Fiescherfirnes erschließt. Die gewöhnlichen Ausflugsziele der Grindelwaldbesucher, wie Bäregg und Zusenberg, liegen nun schon 14 bis 1600 Meter unter dem Beschauer, und selbst die wildzerborstenen Gletschergehänge unterm Bergli, welche jetzt nur von Hochtouristen beschritten werden, hat man tief zu Füßen. Sogar die Klubhütte an den Felsen des Bergli, deren Erreichung schwieriger als die Besteigung des Großglockners ist, erhebt sich nur noch 78 Meter höher und sinkt ebenfalls unter den Horizont, während die nun den Grat zwischen Eiger und Mönch begleitende Bahn zur Station Mönch (3623 Meter) emporklimmt. Die Trace tritt hier an die Südseite des vom Mönch östlich zum Fiescherhorn ziehenden Fieschergrates, und es erschließen sich daher Perspektiven auf die gewaltigen, den Trugberg umlagernden Firnmeere des ewigen Schneefeldes und des Jungfraufirnes. Ueberall schweift nun der ostwärts gewendete Blick zwischen Sätteln der nahen begletscherten Kämme auf fernere Grate und Gipfel; das Ostpanorama der Jungfrau hat sich zum großen Teile entwickelt, und nur westwärts sperrt die Jungfrau selbst den Blick, bis die Bahn, jetzt eine kurze Strecke bergab fahrend, in 3393 Meter Seehöhe bei der Guggigletscher-Galerie wieder auf die Westseite tritt. Hier blickt man längs eines der steilsten Gletscher (1400 Meter tief hinab), gerade auf die Scheidegg und über diese hinweg weit in das Hügelland der Schweiz hinaus. Dem Kamme des Jungfraumassivs folgend, erklimmt die Bahn nun als letzte Station (Jungfrau) die 4100 Meter hohe Zinne jenes trapezoidischen Gipfelkamms, welcher von der kleinen Scheidegg aus als die Kulmination der Jungfrau erscheint. Der eigentliche Gipfel, welcher sich rückwärts noch 66 Meter höher erhebt — zu der nur wenige Meter langen und etwa $^1/_3$ Meter breiten Krönung eines schmalen, steilen Eisgrats — kann natürlich von der Bahn nicht erreicht werden, sondern soll einen Aufzug, ähnlich jenem zum Eiffelturm, erhalten. Eben der Kleinheit des Gipfels wegen wird auch das Betreten der gesicherten Plattform daselbst stets mit einer beschränkten Zahl von Personen für kurze Zeit gestattet werden können. Die Stationen Eigergletscher, Eiger und Mönch dagegen sind als größere Anlagen geplant, sowohl um den Jungfraufahrern zum Genusse der Fernsicht ein Verweilen nach Belieben zu ermöglichen, als auch um als Ausgangspunkte für jene zu dienen, welche in der Hochregion Touren machen wollen. Denn darin glaubt man einen Hauptvorzug der Bahn zu sehen, daß sie zahlreichen Personen ermöglichen würde, im Vollgenuß ihrer Kräfte von mehr als 3000 Meter hoch gelegenen Punkten Gletscherwanderungen anzutreten. — Die Erreichung des Jungfraugipfels ist gegenwärtig selbst beim besten Wetter ungemein beschwerlich, weil man von Grindelwald bis zur Berglihütte acht und von dort am nächsten Tage abermals sechs bis sieben Stunden zu steigen hat. Selbst sehr geübte Bergsteiger kommen also in die oberen Regionen schon im Zustande beträchtlicher Ermüdung. Nach Erbauung der Jungfraubahn wird man nicht nur auf die Jungfrau ganz ohne Mühe, sondern auch in zwei Stunden auf den 4105 Meter hohen Mönch gelangen, der heute nur Gletschermännern ersten Ranges zugänglich ist. Dabei sollen Fahrt und Rückfahrt zusammen höchstens 45 Franken kosten, während gegenwärtig die Jungfraubesteigung, da zwei Führer (zu je 80 Franken) und ein Träger (40 Franken) erforderlich sind, allein an Führerlöhnen 200 Franken kostet. Sehr viel Interesse dürfte das Publikum auch dem Plane entgegenbringen, über die Jungfraufirn und den Aletschgletscher eine Schlittenfahrt einzurichten. Denn man würde dann von Interlaken mittelst Bahn und Aufzug auf den Jungfraugipfel gelangen, und nachdem man im Aufzug wieder die Station Jungfrau erreicht hat, eine Schlittenfahrt über den größten Gletscher der Alpen, bis fast ins Rhonethal, antreten können, also einen Uebergang aus dem Berner Oberland ins Wallis haben, der nicht nur an Großartigkeit, sondern auch an Bequemlichkeit alle gegenwärtig befahrenen Uebergänge überträfe. In letzter Linie sollen die verschiedenen Stationen auch dazu dienen, damit Personen, welchen wider Erwarten der rasche Uebergang in kältere*) und dünnere Luft übel bekäme, aussteigen, sich pflegen und eventuell sofort wieder zu Thal fahren könnten. Da die gesamten Tunnels der projektierten Jungfraubahn die Länge des Gotthardtunnels (10 Kilometer) noch nicht erreichen und auch die Steigungsverhältnisse mäßig sind (bei 26 % im Maximum überschreiten sie nur um 1 % die Maximalsteigung der Rothhornbahn), da ferner die Etablierung von Vorrichtungen, um die Tunnels eisfrei zu erhalten und die Galerien vor Verschneiung zu schützen, keinen Schwierigkeiten unterliegt, erscheint die technische Ausführung des Baues hauptsächlich davon abhängig, daß eine genaue Tracierung vorliege. Diese letztere wird freilich außergewöhnliche Schwierigkeiten bereiten, zu deren Ueberwindung eine vom Lauterbrunnenthal durch das Roththal zur Jungfrau auf- und ins Wallis abgestiegene Kommission im August 1895 die ersten Schritte gethan hat.

*) Die normale Temperaturdifferenz zwischen Interlaken und der kleinen Scheidegg berechnet sich für den Beschauer auf 9 Grad C. Von der Scheidegg zum Jungfraugipfel findet jedoch abermals eine Temperaturabnahme um mindestens 12 Grad statt, so daß man an warmen Vormittagen, wenn Interlaken 21 Grad C. notiert, auf der Jungfrau Frost treffen würde.



Der beste Beruf.

Besorgte Mutter eines Schülers bei dessen Professor: „Was würden Sie mir denn raten, Herr Professor, daß ich meinen Arthur einmal werden lassen soll?“
Professor: „Am besten Baumeister.“
Mutter: „Ja, meinen Sie, hat er denn hiezu Talent?“
Professor: „Ich glaube, dazu am meisten, denn Ihrem Sohne fällt nie etwas ein.“

Allerlei.

Tief ergriffen. „War das nicht eine höchst ergreifende Rede des Hausherrn über das Befriedigende des Wohlthuns?“ fragte ein Tischgast den andern. — „Das will ich meinen,“ war die Antwort, „sogar der alte Filzenmeier hat eine Thräne auf den Sammelteller fallen lassen.“

Mißlungene Rechtfertigung. Dame: „Es ist allerdings traurig, daß ein so starker Mann wie Sie nicht Arbeit bekommen kann.“ — Bettler: „Ja, sehen Sie, die Leute wollen immer ein Attest von meinem letzten Prinzipal sehen, und der ist schon zwanzig Jahre tot.“ (Lustige Blätter.)

Modethorheiten. Wer wird es glauben, daß es eine Zeit gab, wo es Mode war, sich auf eine übertriebene Weise zur Ader zu lassen. Damals war ein blasses, schmachtendes Gesicht Mode; zahlreiche Koketten ließen sich die Adern öffnen, um eine modische Gesichtsfarbe zu haben. Bleiche Lippen galten eine Zeit lang als modern; deshalb wurde in Frankreich für gefallsüchtige Schöne ein eigener Essig feilgeboten, der den Purpur des Mundes in ein blasses Chamois plötzlich zu verwandeln im stande war. St.

Der Schrecken eines Papageien. Herr von Bougainville, der berühmte Seefahrer, hatte auf seinem Schiffe einen Papagei, Namens Kokoli, an dessen Erziehung alle Offiziere der Schiffsmannschaft sich beteiligt hatten und der eine Menge von Wörtern und sogar von ganzen Sätzen wiederholte. Er war bereits zwei Jahre an Bord, als das Schiff Bougainville's mit einem feindlichen Schiffe in ernstlichen Kampf geriet. Nach dem Kampfe suchte man Kokoli, aber er war verschwunden und man glaubte, er sei von einer Kugel weggerissen worden. Endlich sah man ihn nach zwei Tagen aus einer Rolle von Schiffstau hervorkommen, wohin er sich versteckt hatte. Alle drängten sich um den Wiederauferstandenen und überschütteten ihn mit Leckerbissen, aber der Papagei antwortete nur mit der Nachahmung des Kanonenschalls: „Bum! Bum!“ Man konnte niemals eine andere Silbe aus ihm herausbringen und mehrere Jahre lang fuhr er fort, seine ewige Kanonade zu wiederholen, wobei er zum Zeichen des Schreckens mit den Flügeln flatterte. N.

Gemeinnütziges

Um Läuse an Blattpflanzen zu entfernen, bediene man sich des Wassers von abgeseihten Kartoffeln. Zwei- bis dreimalige Abwaschungen genügen, dieselben ganz zu vertilgen.

Entfernung fremder Körper aus dem Auge. Ein einfaches Verfahren zur Erreichung dieses Zweckes besteht darin, daß man, ohne erst zu reiben oder zu drücken, das obere Augenlid an den Wimpern fest und möglichst vom Auge abzieht, hierauf das untere Augenlid mit der andern Hand so hoch als möglich in die Höhe schiebt und nun das obere Augenlid über das untere herunterzieht. In den meisten Fällen ist durch dieses viel schneller angeführte Verfahren der Schmerz erzeugende Gegenstand verschwunden. Fest haftende Drehspäne, Glassplitter und dergleichen erfordern eine Behandlung von fremder Hand.

Hustenmittel für Anstandsjäger. Man siede gute Gerste, samt der Hülse, wie sie vom Dreschen kommt, eine halbe Stunde lang, auf 1 Liter Wasser eine Hand voll und füge noch nach Belieben fein geschnittenes Johannisbrot und Kandiszucker bei. Nach dem Abseihen lauwarm getrunken, besonders vor dem Schlafengehen, leistet dies Mittel vorzügliche Dienste. (Kochschule.)

Zahlenrätsel.

1
2 3 4
5 4 6 4 7
1 3 6 8 9 10 10
11 12 10 13 9 14 15 6 3
11 3 12 5 3 10 6 9 4 14 3
16 9 11 17 3 2 10 9 4 5 9 6 7
18 6 12 3 5 3 10 11 6 12 16 1 17 3 6
19 3 6 20 15 3 16 21 1 15 19 3 10
18 3 5 3 6 1 9 1 17 3 6
8 15 10 17 2 4 16 15 10
11 17 6 9 4 11 11
12 11 16 1 2
9 1 3
17

An Stelle der Zahlen in nebenstehender Figur sind Buchstaben in der Weise zu setzen, daß folgende Benennungen entstehen: 1) Konsonant. 2) Namhafter deutscher Landschaftsmaler. 3) Franz. Staatsmann und Historiker. 4) Deutscher Altertumsforscher. 5) Britische Insel in Hinterindien. 6) Nützliches Insekt. 7) Stadt in dem französ. Departement Aude. 8) In England und Frankreich übers ganze Land verbreitete Beamte. 9) Ausgezeichneter niederländischer Maler. 10) Schreibutensil. 11) Stadt im französ. Departement Allier. 12) Berühmter Walzerkomponist. 13) Kurort in Oesterreich. 14) Nebenfluß der Ems in Westfalen. 15) Konsonant.

Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die senkrechte Mittelreihe eine im Jahre 9 nach Christus stattgefundene Schlacht. Paul Klein.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:

Spandau, Cherson, Hamlet, Rakete, Elster, Charkow, Kaluga, Händel, Oswald, Roanne, Niemann; — Schreckhorn—Unterwalden.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.